Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 24 (1948-1949)
Heft: 10

Artikel: Patisserie - Zigaretten : der Student als Chasseur
Autor: Meierhans, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069371

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Patisserie — Zigaretten

Der Student als Chasseur

Von HANS MEIERHANS ● Illustration Pierre Monnerat

Als ich am ersten Abend der Semesterferien stillvergnügt in meinem Stammcafé saß, hörte ich zufällig, wie der Besitzer zur Chasseuse sagte, er wisse noch nicht, wann er ihr Ferien geben könne, da er noch keine Aushilfe gefunden habe. Zum Scherze fragte ich ihn, ob er nicht mich anstellen wolle, und ebenso zum Scherz antwortete er, es sei ihm völlig unbegreiflich, warum er nicht schon selber auf diese ideale Lösung gekommen sei.

Das ganze Gespräch hätte nichts als ein belangloses Wortgeplänkel sein sollen. Doch als ich einige Zeit später den Heimweg unter die Füße nahm, fragte ich mich plötzlich, was dem Cafetier eigentlich die Berechtigung gegeben habe, meine Offerte so ohne weiteres als Scherz aufzufassen. Ich hätte sie doch ernst meinen können. Fand er den Gedanken, mich anzustellen, absurd? Wenn ja, warum? Glaubte er denn, ich sei nicht fähig, ein Tablett herumzutragen?

Sei es, weil mich seine Haltung beleidigte, sei es, weil ich ihn verblüffen wollte (ich glaube fast, das war der Grund), ich setzte mir jedenfalls in den Kopf, den Vorschlag zu wiederholen. Nach wenigen Tagen war ich für vierzehn Tage angestellt.

Ich wäre ein Heuchler, wollte ich behaupten, es sei mir darum gegangen, meine Menschenkenntnis zu vertiefen oder Einblicke ins «tätige Leben» zu erhalten. Für mich war damals meine zukünftige Beschäftigung nichts als eine Maskerade zu meinem persönlichen Vergnügen, deren besondern Reiz ich darin erblickte, Ware zu verkaufen statt zu konsumieren. Hemmungen wurden mit der Überlegung beiseite geschoben, daß man mir den Studenten ja schon von weitem ansehe.

Es war meine Überzeugung, finanziell gut abzuschneiden. Ich wußte zwar, daß ich auf die Trinkgelder angewiesen sein würde, da ich keinen Anspruch auf einen festen Lohn hatte. Aber ich bildete mir ein, durch ein nettes Lächeln die Höhe der Trinkgelder beeinflussen zu können.

● Die Wirklichkeit blieb entschieden hinter meinen Erwartungen zurück. Schon nach einigen Stunden wußte ich nicht mehr recht, worin ich früher den Spaß gesehen hatte. Die Damen waren von meinem scharmanten Lächeln gar nicht beeindruckt. Sie beachteten es meist nicht einmal. Zudem schwebte ich dauernd in der Gefahr, die Herrschaft über das Tablett zu verlieren.

Vor allem aber hatte ich an eines nicht gedacht: Der Chasseur befindet sich dadurch, daß niemand dazu verpflichtet ist, ihm etwas abzunehmen, nicht in der gleichen Lage wie die Serviertochter, die nur Bestellungen entgegenzunehmen und auszuführen hat. Er muß mit seinem Tablett herumwandern wie ein Veilchenhausierer, auch wenn niemand etwas wünscht.

So kam es, daß mir meine neue Tätigkeit bald aufs tiefste zuwider war. Mir ging der Patron, der immer alles besser wußte, ebenso auf die Nerven wie die Serviertöchter, die sich meiner annahmen wie besorgte Hennen eines hilflosen Kückens. Namentlich aber haßte ich jeden einzelnen Gast.

Diese menschenfeindliche Stimmung war glücklicherweise bald vorüber. Sie dauerte einfach so lange, bis ich von allen meinen lächerlichen Vorurteilen und Illusionen geheilt war. Sie wurde von einer weit vernünftigeren abgelöst, die es mir erlaubte, mit offenen Augen die psychologischen Reize dieses Berufes zu sehen und aus ihnen Schlüsse zu ziehen für mein zukünftiges Betragen als Gast.

Natürlich war es mir in vierzehn Tagen nicht möglich, genügend Erfahrungen zu sammeln, um eine wissenschaftliche Schrift über den «Menschen im Rahmen des modernen Gastgewerbes» zu verfassen. Wenn ich es dennoch unternehme, einige Skizzen über meine Tätigkeit zu schreiben, dann aus zwei Gründen. Erstens möchte ich, wie jeder normale Mensch, meine Eindrücke wiedergeben. Zweitens hoffe ich, mit meinem Beitrag vielleicht einen jener Mitstudenten erreichen zu können, die immer noch glauben, Büroarbeit sei die einzige, die einem Intellektuellen anstehe.

● Gleich nachdem mich der Inhaber des Cafés angestellt hatte, fragte ich ihn selbstgefällig, ob ich denn in seinen Augen alle Bedingungen erfülle, die man an einen Chasseur stelle. Die Antwort war reichlich ernüchternd.

Ich mußte nur wissen, ob Sie die Absicht haben, Geld zu verdienen oder nicht. Denn wenn Sie auf einen grünen Zweig kommen wollen, müssen Sie arbeiten. Arbeiten Sie, so setzen Sie Ware um, und Ihnen und mir ist gedient. Arbeiten Sie wenig, so verdienen Sie wenig, weil das Trinkgeld immer einen gewissen Prozentsatz des Umsatzes darstellt.»

Diese Antwort enthielt, wie ich später herausfand, neben allem Wesentlichen über das Arbeitsverhältnis auch den Grund zu den fast unvermeidlich scheinenden Reibereien zwischen dem Chef und mir. Da wir beide das größte Interesse

am Umsatz hatten, besaßen wir auch beide unsere Ansichten darüber, wie man ihn am geeignetsten steigere. So viele Köpfe, so viele Meinungen: Unsere Ansichten gingen meist auseinander, besonders zu Essenszeiten, mittags und abends.

Sie müssen», sagte er mir an einem der ersten Tage, «nach einem bestimmten Schema vorgehen; denn meistens ißt der Gast zuerst etwas Nahrhaftes, wie belegte Brötchen, dann Süßigkeiten, und zuletzt raucht er bei einer Tasse Kaffee. Machen Sie deshalb in den ersten paar Minuten ausschließlich die Runde mit den Sandwiches. Später bieten Sie Patisserie an und zuletzt, etwa nach einer Viertelstunde, Zigaretten.»

Dieses Schema war in der Tat sehr einleuchtend. Nur mußte ich nach einer gewissen Zeit feststellen, daß man mich als geschmackliches Ungeheuer betrachtete, wenn ich jemandem, der Sandwiches gegessen hatte, nachträglich Patisserie anbot.

● Ein Innerschweizer Bauer sagte mir einmal vor Jahren: «Ihr Städter meint immer, ein Huhn sei ein Huhn. Dabei ist das Huhn ein ganz komplizierter Mechanismus.»

Genau dasselbe möchte ich, mit allen Vorbehalten natürlich, vom Durchschnittsgast sagen. Er läßt sich über keinen Leisten schlagen. Der größte Fehler, den man als Chasseur begehen kann, ist der, die Gäste als psychologische Konfektionsware zu betrachten.

Es ist schwierig zu sagen, ob Frauen oder Männer mehr Patisserie konsumieren, mit andern Worten, welche von beiden vom Standpunkt des Chasseurs aus betrachtet die willkommeneren Gäste sind. Im allgemeinen bewahrheitet sich der Spruch, daß Gott mit den Frauen das Geldproblem geschaffen habe. Eine Frau ist ein schlechter Kunde, wenn sie allein ist, ein sehr guter hingegen, wenn sie sich mit ihrem Gatten einfindet.

Schwieriger wird die Sache, wenn die Frau in Gesellschaft eines Mannes ist, den sie noch nicht geheiratet hat, oder den sie nicht heiraten will. Die Geschichte wird dann in der Tat so schwierig, daß ich sie am besten katalogisiere.

1. *Mädchen mit Jüngling.* Ich wäre froh, ich könnte diese Kombination als die sympathischste bezeichnen. Das ist sie aber bestimmt nicht. Entweder will das Mädchen die Börse ihres Kavaliers nicht belasten, oder die Börse ist schon ohnehin leer. Oder aber das Mädchen schmollt. Oder der junge Mann ist böse. Eines ist sicher der Fall.

2. *«Nichte» mit «Onkel».* Keine ausgesprochen ungünstige Situation. Es gilt hier, so lange nicht von der Stelle zu weichen, bis das Mädchen seine Scheu verliert und der Onkel seiner Gebefreudigkeit freien Lauf lassen kann. Wenn man es versteht, das Mädchen mit Hinweisen auf den Inhalt der Süßigkeiten aufzumuntern, dann können aus dieser Verbindung die üppigsten finanziellen Blüten sprießen.

3. *Beide befinden sich in den Dreißigerjahren oder darüber.* Es scheint, daß in dieser Kombination meist Gespräche geführt werden, die keine Unterbrechung dulden. Es hat gar keinen Sinn, das Paar bearbeiten zu wollen. Man wartet am besten auf eine Bestellung.

Es ginge entschieden zu weit, wollte ich meine gastronomische Typenlehre durch alle Punkte hindurch verfolgen. Es genügt, festzustellen, daß es nicht dasselbe ist, ob Vater und Sohn, Mutter und Sohn, Vater und Tochter oder Mutter und Tochter miteinander ins Café sitzen.

● Wahrscheinlich war ich nicht der erste Chasseur, der an seinen Gästen Ehrlichkeits-Tests versuchte. Die Gefahr, bei großem Andrang Geld zu verlieren, stellt jeden vor die Frage, ob und wie weit er sich auf die Anständigkeit des

Kunden verlassen könnte, falls er sich einmal verzählte. Die Resultate meiner Prüfungen waren folgende:

Von den vierzehn Gästen, denen ich auf fünf statt auf zwei Franken herausgab, machte mich einer auf meinen Fehler aufmerksam. Die anderen dreizehn hätten das Geld wortlos eingesteckt, wäre ich ihnen nicht mit der Bemerkung zuvorgekommen, mich verzählt zu haben.

Dieses Ergebnis irritierte mich. Nach weiteren Versuchen stellte ich aber fest, daß auch niemand reklamierte, wenn ich zuwenig zurückgab. In der Tat zählt nur der allerkleinste Prozentsatz der Besucher das Herausgeld nach. Den übrigen geht es wahrscheinlich so wie mir, der immer das Gefühl hat, eine schäbige Handlung zu begehen, wenn er nicht zum vornherein auf die Ehrlichkeit des Kellners oder der Serviertochter vertraut.

Diese Beobachtung erinnerte mich an ein Gespräch, das ich vor einiger Zeit mit dem Kellner eines Cafés führte, in dem man die Bezahlung der Konsumation auf einem Tellerchen hinterläßt statt mit dem Personal abzurechnen. Ich fragte ihn, ob denn niemand versuche, zu betrügen oder kein Trinkgeld gebe, weil er glaube, der Kellner wisse nicht, wer der Geizkragen gewesen sei. Er antwortete mir, daß das sehr selten vorkomme; denn die meisten Leute brächten es viel weniger übers Herz, jemanden zu hintergehen, der an ihre Ehrlichkeit glaube, als einen, der ihnen mißtraue. Es käme nicht selten vor, daß er auf dem Tellerchen eine Summe vorfinde, die den geforderten Betrag weit übersteige. Er wisse dann jeweilen, daß « wieder einmal einen die Reue gepackt habe ».

● Trotzdem mir die weiblichen Sorgen nicht mehr ganz unbekannt sind, hat es mich doch tief beeindruckt, wieviel Vorsicht die meisten Frauen bei der Auswahl der Patisserie walten lassen. Der Kampf mit dem Fett ist tatsächlich reich an heroischen Episoden, an glanzvollen Siegen und schmählichen Niederlagen. Doch die Großzahl der Schlachten endet mit einem Vergleich, den herbeizuführen ich mir stets die redlichste Mühe gab. Wo ist die Frau, die nein sagt, wenn man ihr klarmacht, daß Salzbrezeln die schlanke Linie fördern?

Als eines Abends zwei nicht mehr ganz vollschlanke Damen einen Kaffee trinken kamen, ritt mich der Teufel. Ich beschloß, herauszufinden, ob sich aus dem Fettalb Kapital schlagen ließe. Ich wandte mich deshalb besonders an die eine der beiden, von der ich auch prompt abgewiesen wurde. Da begann ich sie darauf aufmerksam zu machen, welche Stücke ohne Rahm seien, unterließ es dabei aber nicht, ihrer Freundin unterdessen verstohlene Komplizenblicke zuzuwerfen. Das Manöver hatte Erfolg. Die, welche ich noch nicht gefragt hatte, kaufte einen Gipfel aus Dankbarkeit darüber, daß ich sie für schlank genug erachtete, um mit mir über den Gewissenskampf ihrer Leidensgenossin zu lächeln. Die andere ließ sich daraufhin eine Schnitte auf den Teller legen, weil sie nicht zuschauen konnte, wie jemand neben ihr Süßigkeiten aß. Der Damm war gebrochen. Mit einem « Einmal ist keinmal » ließen die beiden Damen ihren aufgestauten Gelüsten die Zügel schießen.

Doch es ist leicht, über Sorgen zu lachen, die nicht die eigenen sind. Besonders wenn man sich, wie ich, nachträglich über sie lustig macht. Denn manchmal habe ich mich geärgert, wenn ich, gebückt und mit verzerrtem Lächeln, auf den Entscheid in der wichtigen Frage « Soll ich, oder soll ich nicht? » wartete und schließlich mit vor Bedauern zitternder Stimme sagen mußte: « Nein, Vierkorntorten führen wir leider keine. »

Halten wir uns eines vor Augen: Frauen, die auf Süßigkeiten verzichten, um nicht dick zu werden, tun es ihren Männern zuliebe. Aber wem, um

Gotteswillen, wollen denn jene Männer gefallen, die keine Patisserie essen aus Angst, unmännlich zu handeln? Einmal habe ich von einem « Mann mit Schnauz » einen so entrüsteten Blick erhalten, als hätte ich ihm statt Patisserie Seidenwäsche angeboten. Doch diese virile Spezies ist glücklicherweise selten. Im allgemeinen suchen sich die Männer ihre Kuchen mit bedeutend mehr Interesse und Liebe aus als die Frauen, die sich, mit wenigen Ausnahmen, auf eine bestimmte Sorte spezialisieren, nämlich die, welche ihrer Meinung nach die « trockenste » ist, um ihren unverfänglichen Ausdruck zu gebrauchen.

● Diese weibliche Neigung, sich auf eine bestimmte Sorte zu spezialisieren, hat mich auf einen ganzen Fragenkomplex aufmerksam gemacht.

Schon nach wenigen Tagen stellte ich fest, daß Frauen sich in 99 von 100 Fällen beim Trinkgeldgeben genau an die zehn Prozente halten. (So genau, daß mir eine Dame einmal drei Rappen verehrte!) Als eine Kundin mehr als 10 Prozent gab, weil ich zwei Gänge für sie machen mußte, sagte ich mir, daß sich dieser Vorfall wahrscheinlich gewinnbringend provozieren ließe.

Von da an fehlten auf meinem Tablett die beliebtesten Spezialitäten. Erkundigte sich jemand nach ihnen, so entwickelte sich folgendes Gespräch:

Ich: «Es tut mir wirklich leid, aber ich habe schon alle verkauft.»

Die Dame: « Gibt es denn heute keine mehr? »

Ich, bedauernd: «Wahrscheinlich nicht.»

Die Dame, nachdem sie eine Zeitlang lustlos die vorhandene Patisserie gemustert hat: « In diesem Fall nehme ich nichts. »

Ich, die Stimme zu einem Flüstern senkend: « Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen, schaue ich schnell nach. Möglicherweise ... »

Mit diesen Worten verschwand ich jeweilen und kehrte nach einigen Minuten mit einem Tablett zurück, auf dem die Spezialitäten in kleiner Zahl vorhanden waren, und das ich schon vorher bereitgestellt hatte. In den meisten Fällen brachte mir die Mühe, den Weg zweimal zurückzulegen, das Doppelte an Trinkgeld ein.

Ich habe mich zuerst gescheut, diesen Trick zu erwähnen, der im Grunde genommen auf einer bewußten Täuschung des Gastes beruhte. Heute habe ich, wenn ich die Sache überdenke, irgendwie das Gefühl, so gehandelt zu haben wie ein Bettler, der sich eine Blindenbrille zulegt, weil er damit mehr zu verdienen glaubt.

● Damals aber hatte ich dieses Gefühl nicht im geringsten. Meine erste Begegnung mit dem Trinkgeldsystem hatte den Stolz in eine entlegenere Ecke verdrängt. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß jedes Trinkgeld wie ein Almosen wirkt, gleichgültig, ob es vom Gast als solches gemeint ist oder nicht. Den Grund zu dieser Wirkung glaube ich darin suchen zu müssen, daß das Trinkgeld am Ende einer mehr oder weniger langen Zahlungszeremonie dem Personal noch schnell in die Hand gedrückt wird. Der Eindruck der « freiwilligen Spende » wird noch verstärkt durch die Gewohnheit vieler Leute, im Portemonnaie nach einer geeigneten Münze zu suchen oder sich eingehend zu überlegen, welcher Betrag in diesem Falle wohl angemessen sei.

Als Illustration möchte ich ein Erlebnis erwähnen, über das ich heute lache, das mir damals aber Tränen der Wut in die Augen trieb.

Eine Dame, der die Not beileibe nicht im Gesicht geschrieben stand, kaufte für sich und ihre beiden Kinder Patisserie im Werte von Fr. 1.80. Da sie mit einem Zweifrankenstück zahlte, gab

ich ihr als Herausgeld zwei Zehner. Unschlüssig darüber, ob sie mir eine oder beide Münzen als Trinkgeld geben solle, legte sie zuerst beide hin, nahm aber dann die eine wieder weg. Nach kurzem Besinnen legte sie sie wieder auf den Tisch mit der Bemerkung, ich müsse schließlich auch leben. In meiner Wut gab ich die zwanzig Rappen einem ihrer Kinder und sagte ihm, es solle sich damit einen Schleckstengel kaufen.

● Die Behandlung, die einem Chasseur von seiten der Gäste zuteil wird, ist sehr unterschiedlich. Sie ist in den allerwenigsten Fällen schlecht, aber auch selten gut. Möglicherweise ist das nur meine Meinung, weil ich keine Zeit dazu hatte, mich an die Unpersönlichkeit des Berufs zu gewöhnen, den ich immer für einen der geselligsten hielt. War Hebe, die « Serviertochter » der griechischen Olympier, denn nicht eine Göttin, und zwar eine der beliebtesten? Wäre der antike Götterhimmel ein moderner Gastbetrieb echt schweizerischer Prägung gewesen, so hätte sie nicht ihre reizenden Tischgespräche führen können, sondern ihre Pflicht darin sehen müssen, mit gefrorenem « keep smiling » die Eß- und Trinkwaren herbeizuschleppen und aus den leeren Blicken der Götter deren weitere Wünsche herauszulesen. Sie hätte an einer gelangweilten Miene ersehen müssen, ob der Gott dachte: « Ja gerne », « Ich weiß nicht », « Nein, danke » oder « Ich bin schon satt ».

Oft habe ich mich, wenn ich mit meinem Tablett die Runde machte, nach einem klipp und klaren Ja oder Nein gesehnt. Ich ärgerte mich jedesmal, wenn ein Gast, der mich kommen sah, auf die Seite schaute, als wäre ich ein Aussätziger, dem man nicht gern in die Augen sieht.

Ganz leise stieg aber in meinem Ärger auch der Verdacht auf, früher selber nicht besser gehandelt zu haben. Ich habe mir versprochen, mich zu bessern.

Ich werde den Chasseur nie mehr für mich Zeitungen suchen lassen. Ich werde mir immer vor Augen halten, daß er kein Geldwechsler ist. Ich werde nie von ihm verlangen, mir in den Mantel zu helfen, es sei denn, ich habe mindestens einen Arm gebrochen. Wenn er mit seinem Tablett auf mich zukommt, werde ich nie mehr auf die Seite blicken, als wäre er ein armer Krüppel, den anzusehen man sich scheut.

Vor allem werde ich nie mehr einen Witz machen, ohne vorher und nachher deutlich zu lachen. Dann weiß er wenigstens, daß er nicht zuzuhören, sondern nur mitzulachen braucht.

Schweizerische Anekdote

Im Bundeshaus findet eine Besprechung über die wirtschaftlichen Beziehungen mit einem ausländischen Staate statt. Zufälligerweise sind wir schweizerische Unterhändler zu einer Sitzung unter uns etwas zu früh erschienen. Nach einiger Zeit kommt ein Weibel mit einigen Kistchen und Schachteln Zigarren und Zigaretten in den Sitzungssaal. Er fragt mich, auf welcher Seite die ausländischen Delegierten sitzen werden. worauf ich ihm erwidere, daß es sich um eine Besprechung ohne Teilnahme der ausländischen Delegation handle. «Aha», sagt der Weibel und verschwindet mit seinen Zigarren und Zigaretten, die nur für Sitzungen in Anwesenheit von Ausländern bestimmt sind, so rasch wie möglich.

Es soll niemand sagen, es werde in der Bundesverwaltung an den Eidgenossen nicht gespart.